

Familie zieht für drei Jahre mit göttlicher Mission nach Costa Rica



Familie Mosimann verabschiedet sich für drei Jahre vom Seetal in Richtung Costa Rica in Lateinamerika. Sie wollen Menschen dort auch ihren Glauben weitergeben, wobei sie als Schweizer Missionare längst nicht allein sind. von Isabelle Schwab

Anno Domini 1492 setzt nicht zum ersten Mal, dafür aber am geschichtlich wirksamsten, ein Europäer den Fuss auf lateinamerikanischen Boden: Christopher Kolumbus hatte soeben im Auftrag der spanischen Krone den Kontinent «entdeckt».

Es beginnt das Rennen um Land und Gold. Die militärisch überlegenen Europäer eroberten in Windeseile ganze Königreiche. Und dann, etwa ein Jahrhundert später, wurde in christliche Missionen ein kostengünstiger Weg das eroberte Gebiet auszuweiten erkannt. Das mündete in Zwangstaufen, Sklavenarbeit und einer Sterberate, die einem Genozid nahe kam.

Missionar – es ist ein Wort, das in der Schweiz selten benutzt wird. Ganz sicher auch aufgrund des

geschichtlichen Hintergrundes. Und doch: Es gibt sie, die modernen Missionare. Auch in der Schweiz: Laut Zahlen der Arbeitsgemeinschaft Evangelischer Missionen (AEM) befanden sich 2013 allein von den unter dem Dachverband zusammengefassten Vereinen 1406 Schweizer Christen in einem lang- oder kurzzeitigen Missionsaufenthalt. Viele dieser Vereine wurden erst in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts gegründet und heben sich bereits dadurch von ihren negativ aufgefallenen Vorgängern ab. Dazu kommt, dass sich diese modernen Missionare heute eher als Entwicklungsmitarbeitende oder interkulturelle Mitarbeiter verstehen.

So auch eine Familie aus dem Seetal: Annalena und Markus Mosimann wollen zusammen mit ihrer einjährigen Tochter Ronja im Dezember für drei Jahre nach Costa Rica, um dort auf einer Werkmission als interkulturelle Mitarbeiter zu arbeiten.

Mosimanns hatten weder eine Erleuchtung noch befahl ihnen Gott im Traum, nach Costa Rica zu gehen: «Natürlich haben wir gehofft, dass uns Gott ein Zeichen gibt», erinnert sich Annalena Mosimann. Doch ein Zeichen kam nicht, nicht in so klarer Form: «Wir vertrauen auf unser Gefühl. Irgendetwas zieht uns nach Lateinamerika. Und: Wenn es uns nicht bestimmt gewesen wäre, hätte etwas im Bewerbungsprozess nicht geklappt und uns gezeigt: Es ist nicht das Richtige.»

Annalena und Markus Mosimann hatten sich mit 19 und 20 Jahren bereits auf der Finca Tinamastes kennen gelernt. Beide sind sie christlich aufgewachsen, beide haben sie aber eher per Zufall von der Finca erfahren. Annalena über eine Freundin, «Küsu» im Internet.

Die Finca Tinamastes wird von einem Schweizer Verein mit Ableger in Deutschland unter dem Namen «Licht in Lateinamerika» durch Spendengelder finanziert.

Was nach einem weitläufigen Bauernhof klingt, ist dabei eher schon ein Dorf geworden, mit Wohnhäusern, Werkstätten und Administration. Indigene Männer können für drei Monate mit ihren Familien auf das Gelände ziehen und erhalten eine Ausbildung in Theorie und Praxis. Etwa in den Bereichen Landwirtschaft, Forstwirtschaft, Schreinerei oder Mechanik. Meist werden sie von Schweizern oder Deutschen unterrichtet.

Mosimanns haben sich ihren Einsatz auf der Finca gut überlegt, denn «wenn die Finca heute noch so organisiert wäre wie 2006, als ich das erste Mal dort war, würde ich wohl nicht mehr hingehen», sagt Markus Mosimann. Damals sei die Finca noch ein «Europäernest» gewesen. «Man sprach im Leiterteam auch noch Deutsch miteinander. Das hat sich jetzt geändert. Denn mittlerweile arbeiten auch indigene Familien in der Leitung mit.» Seit kurzer Zeit zeichne sich ein Umbruch ab, beim Verein und auf der Finca.

Warum aber möchten Mosimanns den Leuten nicht einfach ein Handwerk beibringen, sondern ihnen auch ihren Glauben weitergeben? «Ich habe einfach schon so oft gesehen, was der Glaube mit einem Menschen machen kann», sagt Annalena Mosimann. Sei es, dass ein Mann seine Ehefrau besser behandelt oder Menschen wieder Hoffnung finden. «Der christliche Glaube ist sehr lebensbejahend.»

Das betreffe viele Bereiche des Lebens. «Zum Beispiel werden etwa Kinder mit einer Behinderung bei den indigenen Stämmen versteckt.» In der christlichen Gemeinschaft würden sie hingegen mit offenen Armen aufgenommen.

«Wir möchten ganz sicher niemanden zum Glauben zwingen», ergänzt Markus Mosimann. Viel eher wolle man den Menschen zeigen, wie der Glaube ihnen helfen könne und ihnen gute Vorbilder sein.

(Schweiz am Sonntag, publiziert am 13. September 2015)